# ine Grafentochter.

oman von Josephine Gräfin Schwerin.

(4. Fortsetzung.)

hm klangen die Worte kalt und off. Ohne ihm Zeit zu einer Erwi- ung zu lassen, war sie in das Neben- mer zurückgegangen, und Joachim wie sie lächelnd und siegend durch strahlende Schönheit an den Lega- srath von Bisewitz herangetreten war ihm wahrscheinlich eben einige aner- nende Worte über sein Spiel sagte. kam sich wie vernichtet, wie ausgesto- vor; es dünkte ihm wie eine verächt- he Komödie. wenn er in diesem Augen- ck in die Gesellschaft zurückkehren und r allerlei gleichgiltige Dinge reden llte; er hätte es auch nicht vermocht, fühlte das Blut in seinen Adern po- n, er war nicht mehr Herr seiner selbst, würde ihm eine Wohlthat gewesen n, jetzt irgend einen unerhörten Eklat rbeizuführen. Er hatte noch so viel esinnung, um sich klar zu machen, daß fort müsse.

Blaß und mit var Aufregung beben- n Lippen entschuldigte er sich bei der räfin: ein plötzlicher Kopfschmerz habe n befallen, der ihn gebieterisch nach ause treibe.

Joach m's im Grunde eigentlich hei- re Natur trug einen Funken wilder, ngezügelter Leidenschaft in sich, der, wenn einmal angefacht, zu einer jähen, alle Ueberlegung und ruhige Prüfung verschlingenden Flamme werden konnte. So war es jetzt geschehen. Er hielt sich für tief beleidigt und sah sich in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt, von Melitta zu einem Spielball ihrer Laune gemacht. Die Worte Haftners, welche die eben in seiner Seele vibrirenden Saiten getroffen hatten, hallten nun nach — nicht Liebe war es gewesen, was Melitta zu ihm gezogen hatte, sondern die Eitelkeit, welche ihn zu ihren Füßen zwingen, sich um eines gewaltig hohen Opfers willen ewig dankbar angebetet sehen wollte, sie hatte ihn zu ihrem Sklaven haben, ihn durch stete Mahnung daran, was sie für ihn hingegeben, wie sie ihn zu sich emporgezogen, demüthigen wollen. Aber es sollte ihr nicht gelingen! Ein tiefer Widerwille gegen die verkehrten gesellschaftlichen Zustände, welche überall Grenzen und Schranken errichtet, die Mensch von Menschen trennen, erfüllte ihn, ihn dünkte es, er hasse Reichthum und Vornehmheit, er sei stolz darauf, arm zu sein und mit Sorgen und Beschränkung gekämpft zu haben, während doch dieser Haß nichts weiter als ein heißes Verlangen nach diesen Quellen des Genusses, nach diesen goldenen Thoren, die ihm verschlossen blieben, war.

Die engen Verhältnisse seines Elternhauses standen ihm wie ein Gespenst vor Augen. Er vergaß, daß er trotzdem froh und glücklich gewesen, daß er niemals im eigentlichen Sinne etwas begehrt hatte, er rechnete sich jetzt plötzlich zu den Armen und Elenden, und eine tiefe Bitterkeit gegen das Leben, die Welt und das Schicksal erfüllte ihn. Er zwang sich selbst mehr und mehr in diese hochgespannten Empfindungen hinein und vergaß darüber, daß, auf den Grund gegangen, zu denselben keine Veranlassung war, daß Melitta nur dasselbe ausgesprochen hatte, was er kurz vorher Haftner gegenüber vertreten, und daß, wenn sie sich schließlich jäh von ihm abgewendet, das aus Veranlassung seiner schroffen Erwiderungen geschehen war. Ihn beherrschte nur das eine Gefühl, daß er fort mußte um jeden Preis, er wollte und durfte nach den Worten, die heute zwischen ihnen gefallen, Melitta nicht mehr wiedersehen.

Nach vierzehn Tagen war ihm Urlaub, sobald er ihn nachsuchte, sicher, es konnte ja nicht unmöglich sein, ihn jetzt schon zu erlangen, wenn er irgend eine dringende Familienangelegenheit vorschützte. Er war bei seinen Vorgesetzten wohlgelitten, so würden sie ihm auch eine Vergünstigung nicht abschlagen.

Er täuschte sich darin nicht, es gelang ihm schon am nächsten Vormittag, den gewünschten Urlaub zu erhalten. Sein unverkennbar gedrücktes Wesen und sein bleiches Gesicht erregten die Vermuthung, daß irgend ein trauriges Ereigniß in seiner Familie, über das er nicht zu sprechen wünsche, seine Anwesenheit nothwendig mache.

„Reisen Sie mit Gott, lieber Steinitz", sagte der Oberst, ihm freundlich die Hand reichend, „und mag sich zu Hause Alles nach Ihren Wünschen gestalten. Ich hoffe, ich sehe Sie mit einem fröhlichen Gesicht wieder."

Joachim verneigte sich stumm; heute verletzte ihn selbst die Theilnahme des menschenfreundlichen Vorgesetzten — sie schien ihm beleidigendes Mitleid.

Melitta hatte an jenem Abend ihre Selbstbeherrschung besser zu bewahren gewußt, als Joachim; sie unterhielt sich lebendig und heiter, und Niemand hätte ahnen können, in welcher Stimmung sie war, wie stürmisch ihr Herz klopfte.

Selbst die Kammerjungfer, die ihr dann in ihrem Zimmer beim Entkleiden behilflich war, fand sie in der gewohnten, freundlichen Ruhe: sie hätte es für entwürdigend gehalten, ihre Untergebenen etwas von dem merken zu lassen, was in ihrem Innern vorging. Das Mädchen hatte ihr in den weichen Schlafrock geholfen und sie sagte: „Sie können gehen, Christine. Gute Nacht."

Nun erst durfte sie sich ihren Gedanken hingeben, und diese waren nicht unfreundlicher Art. Freilich, ihr Gespräch mit Joachim war ein erregtes gewesen, sie waren beinahe im Zorn von einander geschieden, aber dennoch hatte sie nie deutlicher als in diesem Augenblick empfunden, daß er sie liebte. Und wenn sie ihm zornig gesagt: Der Mann, der so empfindet, liebt eben nicht, so hatte sie sich jetzt eines Besseren besonnen. Was er so energisch Stolz genannt hatte, war doch im Grunde wohl nur die Bescheidenheit, die es nicht wagt, das Größte und Höchste zu fordern. Und wenn selbst der Stolz ihm die Zunge band, sobald sie ihn fragen: Und wenn das Mädchen selbst dem geliebtem Manne sagt: Ich liebe Dich, nimm mein Herz und meine Hand, würde auch dann sein Stolz noch so groß sein, um sie an seine Brust zu ziehen und ihr Geständniß mit dem seinen zu erwidern?

Sie lächelte still und glücklich vor sich hin, so ungefähr mußte die Verlobung zwischen Prinzessin Luise und dem Professor Bastian vor sich gegangen sein, warum sollte die Gräfin Dagot zögern ein Gleiches zu thun? Und wenn sie dann mit Joachim vor ihre Eltern trat und sagte: das ist der Mann, den ich liebe, wir haben uns eben verlobt, dann würde der elterliche Segen nicht fehlen.

In süßen wachen Träumen verbrachte sie die Nacht, erst spät suchte sie ihr Lager auf und schlief ein, um von Joachim zu träumen.

9.

„Was war denn das gestern mit Steinitz?" fragte der Graf am nächsten Tage, „daß er so plötzlich fortging?"

„Er hatte Kopfschmerz, klagte schon vorher darüber," entschuldigte ihn Melitta rasch.

„Wir haben den jungen Mann zu sehr verwöhnt," warf die Gräfin hin, „da glaubt er sich mancherlei erlauben zu dürfen."

„Verwöhnt, Mama, wodurch?" nahm Melitta das Wort. „Ich meine, wir hätten ihm nur gezeigt, daß wir ihn gern haben, und was hätte er sich denn uns gegenüber erlaubt, was mit Takt, seiner Form und Bescheidenheit nicht vereinbar wäre?"

„Er findet eine warme Vertheidigerin an Dir," meinte die Gräfin zwar lächelnd, aber doch mit einer gewissen Unzufriedenheit im Ton.

Melitta fühlte sich nach diesem kleinen Angriff der Mutter nur noch mehr geneigt, Joachim's gestrige erregte Worte nicht nur zu entschuldigen, sondern sie als einen neuen Beweis seines tiefen Gefühls für sie einerseits und seiner edlen Männlichkeit andererseits aufzufassen. Sie dachte daran, Edwin mit einer Botschaft zu ihm zu senden, eine Zeile von ihrer Hand, ein Buch, oder auch nur einen Gruß, er würde ja Jedes verstehen; ihr Herz trieb sie dazu, sie zögerte aber dennoch—nein, war sie auch entschlossen, ihm das Siegel von den Lippen zu lösen, das erste Wort von Liebe zu sprechen, kommen mußte er, sie waren ja gestern, so unberechtigt ihr das heute auch schien, halb und halb im Zorn geschieden, so mußte er den ersten Schritt zur Versöhnung thun.

Der Tag ging zu Ende, Joachim kam nicht. Als am nächsten Vormittag die Gräfin Melitta aufforderte, sie auf einer Ausfahrt zu begleiten, willigte sie freudig ein; wie oft waren sie Joachim begegnet, ein Blick, ein Wort mußte ja genügen, um die Erinnerung an jenen Abend zu verwischen.

Sie fuhren durch die Regentenstraße, über den Schloßplatz, durch den Park, begegneten unzähligen Bekannten — nur ihm nicht. Melitta lächelte über ihre Unruhe, sie hatte ihn doch öfter einen Tag lang nicht gesehen, und heute Abend mußte er ja kommen.

Während des Mittagessens sagte der Graf: „Lieutenant von Steinitz läßt sich Euch empfehlen, eine Familienangelegenheit hat ihn veranlaßt, einen schleunigen Urlaub anzutreten. Er ist schon in der Nacht abgereist und hat nur noch schriftlich Abschied nehmen können. Ich erhielt heute früh sein Billet."

„Herr von Steinitz ist fort?" rief Edwin ganz aufgeregt, „das ist aber häßlich von ihm, daß er nicht wenigstens noch hergekommen ist."

„Er hat eben nicht mehr Zeit gehabt, mein Kind," beschwichtigte der Graf.

„O, er hätte aber Zeit haben müssen, und es ist schade, daß er nun nicht mehr hier ist, er hatte mir doch versprochen, mich exerziren zu lassen. Wann kommt er wieder?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Graf, „wohl kaum früher, als wir nach Hohensichte abreisen."

„Dann muß er uns dort besuchen," tröstete sich Edwin.

Der Graf lächelte. Ein Offizier bekommt nicht so schnell wieder Urlaub."

„Aber nach Hohensichte muß Herr von Steinitz kommen, ich habe ihn eingeladen und er hat es mir versprochen."

„Ich hoffe indeß, er wartet zunächst noch die Einladung Deiner Eltern ab, lieber Edwin," bemerkte die Gräfin.

„Ihr werdet ihn aber einladen, wenn ich bitte," erklärte Edwin.

„Nun, wir wollen sehen, mein Sohn, später, wenn es an der Zeit ist," beruhigte ihn der Graf.

Melitta war Edwin für seinen Eifer dankbar, so hatte sie Zeit gewonnen, sich vollkommen zu sammeln, nur die Gräfin hatte ihr tiefes Erbleichen bemerkt. Die Gegenwart des Dieners hinderte überdies jede weitere Erörterung über den Grund dieser schleunigen Abreise, und Melitta vermochte es über sich, als sich das Gespräch einem anderen Gegenstande zuwandte, sich daran zu betheiligen; erst als sie allein auf ihrem Zimmer war, erleichterte ein Thränenstrom ihr gepreßtes Herz. — —

Joachim hatte erst vom halben Wege aus seinen Eltern telegraphirt: Ich komme. Er war so erfüllt von dem einen, überwältigenden Gedanken gewesen, daß er gar nicht daran gedacht, seine Familie zu benachrichtigen und irgend einen glaubwürdigen Grund für sein Kommen zu ersinnen. Der Augenblick wird's fügen, meinte er, wenn auch nicht ohne eine gewisse Scheu vor den ernsten und eindringlichen Fragen seines Vaters, der nicht so leicht mit irgend einem Wort abzufinden war.

Als er die letzte Station erreicht hatte, ungefähr noch eine halbe Stunde von seiner Heimath entfernt, da erst verließen seine Gedanken das, was ihn fortgetrieben, und richteten sich vorwärts, auf das Elternhaus. Ihn erfüllte Freude, wenn er an die Zärtlichkeit seiner Mutter, an die lachenden Augen und herzlichen Worte seiner Geschwister dachte, gleichzeitig aber auch an ein Bangen vor den engen, beschränkten Verhältnissen, die, wie ihn dünkte, etwas Gefängnißartiges an sich hatten. Viel Liebe, wahre, aufrichtige Liebe, an deren Echtheit er nicht zweifeln durfte, erwartete ihn, und das war wohlthuend.

Er beugte sich aus dem Fenster des Kupees hinaus, da lag schon die Heimathstadt vor ihm, noch wenige Minuten, und der Zug fuhr in den Perron ein. Da sah er schon nickende Köpfe und winkende Hände — er sprang aus dem Wagen, fünf Stimmen riefen jubelnd: „Joachim!", zehn Arme versuchten es gleichzeitig, ihn zu umschlingen, und Jeder wollte zuerst einen Kuß von ihm erobern.

„Tante Lotte, guten Tag, wahrhaftig, hübsch und rosig wie immer — und nun Luise, einen Kuß. Was, nicht Luise? Adele? So groß bist Du geworden? Es ist nicht zu glauben! Und Du, Walther, was für ein strammer Bursche, dem Vater wie aus den Augen geschnitten — und nun die beiden Kleinen, dick und rund wie die Kugeln."

„Alle wollten gern Dich begrüßen kommen," sagte Charlotte, „und eigentlich konnten es doch nur drei sein, da mehr im Wagen nicht Platz haben, doch die beiden Kleinen waren gar zu traurig, nicht mit zu fahren, und ich denke, wir nehmen sie noch zwischen uns."

„Gewiß, Hausmütterchen, und wie geht es den Eltern?"

„Gut, Gottlob, sie sind gesund und frisch, nur in Sorge um Dich, Joachim — Dein plötzliches Kommen —"

„Dachte ich's doch," lachte Joachim gezwungen, „ich bin nicht wegen eines Staatsverbrechens verabschiedet, oder etwas dergleichen, nur die Gunst meines Oberst schickt mich her."

„Gott sei Dank," seufzte Charlotte auf.

Adele hing sich an des Bruders Arm, Walther ließ es sich nicht nehmen, sein Gepäck zu besorgen, und Charlotte nahm Hans und Hermann an die Hand.

„Eine Droschke habe ich schon besorgt," rief Walther ihm zu, der sich wichtig vorkam, „Charlotte weiß, wo sie steht."

Adele sah stolz zu dem Bruder empor, der so schön und vornehm aussah, und erzählte ihm, daß der Vater bestimmt, die älteste und jüngste Schwester sollten ihn empfangen, Gretchen und Luise würden nun sicher schon am Fenster stehen und nach ihnen ausschauen.

Als sie den Wagen erreicht hatten, mußte Joachim durchaus neben Charlotte auf dem Vordersitz Platz nehmen; als er meinte, ein so hübsches junges Mädchen dürfe nicht rückwärts sitzen, das schicke sich gar nicht, erröthete sie, lachte und gab nicht nach. Charlotte aber machte ein ernstes Gesicht und sagte, Adele sei noch ein Kind und wisse von solchen Flausen noch nichts.

„Tante Lotte, liebe Weisheit," scherzte Joachim, „noch immer ebenso furchtbar verständig als früher! Weshalb aber soll ich denn meiner kleinen Schwester nicht sagen, daß sie hübsch ist, was ihr der Spiegel doch getreu berichtet."

„Joachim!" verwies Charlotte.

Da kam Walther, der Koffer wurde auf den Kutschersitz gehoben, er sprang in den Wagen und sie fuhren ab.

Joachim hatte auf der kurzen Strecke Weges gar nicht Zeit, alle die unzähligen Fragen zu beantworten, die sich wie ein Wasserfall über ihn ergossen. Dann waren sie zu Hause. Weiße Tücher winkten ihm aus den Fenstern entgegen. Gretchen und Luise waren die Treppe hinuntergestürzt und hingen, als er noch kaum durch die Hausthür getreten, an seinem Halse und der 10jährige Karl rief: „Hurrah, der Joachim ist da, Hurrah!"

Oben stand die Mutter und schloß den Lieblingssohn weinend in die Arme. „Mein Joachim, geliebtes Kind," sagte sie, ihm zärtlich über die krausen Haare streichelnd.

Er küßte ihr Mund und Hände und unter all' diesen Zeichen der Liebe wurde es ihm weich und warm um's Herz.

Zuletzt begrüßte ihn der Vater, in der ernsten und zurückhaltenden Weise, die ihm stets eigenthümlich war, aber doch sichtbar freudig. Er behielt Joachim's Hand in der seinen und sagte: „Zuerst, was bedeutet Dein Kommen, so überraschend und beinahe ungemeldet?"

„Nichts Schlimmes, lieber Vater."

„Das ist keine Antwort; kurz und rund, weshalb kommst Du?"

Joachim konnte dem rebellischen Blut nicht gebieten, daß es jäh in sein Antlitz stieg, doch hielt er den Blick des Vaters aus, während er antwortete: „Ich hatte es längst im Sinne herzukommen und Euch damit zu überraschen; nach vierzehn Tagen etwa war mir der Urlaub sicher, doch nun plötzlich bot Oberst von Raven, der mir wohl will, an, ihn jetzt schon anzutreten; ich nahm es natürlich an, da bekanntlich eine Taube in der Hand besser ist, als zehn auf dem Dach—und bin hier."

Er hatte das Alles schnell hervorgesprudelt und der ernste, forschende Blick des Vaters, der ihn nicht verließ, war ihm unbehaglich.

„Ist das wahr, Joachim? Es klingt sehr seltsam."

„Natürlich."

„Du kannst es mir beschwören, daß nicht ein Ehrenhandel, eine dienstliche Unannehmlichkeit, eine Ehrenschuld Dich hergeführt hat?"

„Ich schwöre es, lieber Vater, Du kannst ganz ruhig sein."

Joachim war zufrieden, mit Wahrheit die Sorgen des Vaters, nach der Richtung, die sie eingeschlagen hatten, beseitigen zu können. Hätte er gewußt, weshalb sein Sohn geflohen, so hätte er die Sache an sich wahrscheinlich sehr unwichtig gefunden—eine unglückliche Liebe, die er nicht vergessen zu können meint, hat jeder junge Mann einmal gehabt, nur Joachim's Verhalten dabei hätte er scharf getadelt, hätte es thöricht und kindisch genannt. Er selbst mochte am wenigsten, daß einer der Seinen eine Ahnung davon hätte, was in seiner Seele vorging, er wollte ja auch überwinden und vergessen; so zwang er sich zu einer forcirten Heiterkeit, die, je weniger sie ihm von Herzen kam, um so stürmischer schien. Er hatte fortgesetzt Lustiges und Amüsantes aus der Hauptstadt zu erzählen, neckte sich mit den Schwestern, tollte mit den Knaben und Alle waren entzückt von ihm und meinten, es sei doch ein ganz anderes Leben, seit der fröhliche Bruder im Hause sei.

Momentan amüsirte und schmeichelte es ihn selbst, der Mittelpunkt zu sein, um den sich das ganze Leben gruppirte, und die Liebe, die ihn überall umgab, die aus jedem Auge leuchtete, that ihm wohl. Das aber waren nur vorübergehende Stimmungen, der eigentliche Grundton in ihm war eine gänzliche Zerfallenheit, ein tiefer Groll mit dem Schicksal, der Welt und ihren — wie er sie nannte — widernatürlichen Einrichtungen und Formen, die auch ihn in Bann hielten.

Es war an einem Morgen nach dem Frühstück. Joachim hatte hier, wider seinen Willen, die Gewohnheit des Frühaufstehens annehmen müssen; anfangs war er erst aus seinem Zimmer gekommen, nachdem die übrigen Familienglieder das Frühstück längst vergessen, die Kinder bereits zur Schule gegangen waren. Charlotte hatte dann ein Kännchen mit dem für ihn warm gehaltenen Kaffee aus der Küche gebracht. Nach einigen Tagen hatte ihm der Vater gesagt: es sei in diesem Hause noch immer Gebrauch, daß die Familie zusammen frühstücke und es müsse auf die Kinder einen schlechten Eindruck machen, wenn der große Bruder noch schlafe, während sie bereits an's Lernen müßten.

Joachim hatte eine zornige Aufwallung gespürt, daß er sich Vorschriften gefallen lassen mußte, mußte, wie ein Schulkind; es erschien ihm so entsetzlich kleinbürgerlich, daß um halb sieben Uhr die ganze Familie sich an dem Frühstückstisch versammeln mußte. Er hatte aber dennoch geantwortet:

„Wie Du wünschst, lieber Vater, ich werde mich bemühen, meine großstädtischen Gewohnheiten abzulegen."

Seitdem also frühstückte er mit der ganzen Familie zusammen. Nun waren die Kinder zur Schule gegangen, der Vater war in seinem Arbeitszimmer, die Mutter und die erwachsenen Schwestern besorgten ihre häuslichen Arbeiten. Das Zimmer war voll Tabaksdunst—der Vater rauchte am Morgen stets eine Pfeife—die Luft in dem nicht großen, niedrigen Zimmer dünkte Joachim schwül und bedrückend, er athmete schwer und fragte sich, wie wohl Melitta dieser einfache, schmucklose Raum, der Wohn- und Eßzimmer zugleich war, erscheinen mußte.

Er sprang auf und trat an das Fenster. Die Straße mit den unregelmäßigen, bald großen, bald kleinen Häusern mißfiel ihm ebenso; ein Seufzer entrang sich seiner Brust, der ungefähr hieß: „Warum kann das nach Freiheit und Schönheit dürstende Herz nicht hinaus aus der Enge in die Weite?" Da fiel sein Blick auf eine schlanke, zierliche Mädchengestalt, die quer über die Straße gerade auf das Haus zukam und in demselben verschwand. Sie war sehr einfach gekleidet, trug ein großes Packet im linken Arm und in der rechten Hand einen kleinen Korb, aus dem einiges Gemüse herausguckte; sie war also keinesfalls eine Dame, aber ihre Bewegungen waren behende und anmuthig zugleich. Wie sie den Kopf gewandt hatte, so daß er ihr Gesicht sehen konnte, war seine erste Bemerkung gewesen, daß sie hübsch sei, dann folgte der unwillkürliche Ausruf: „Therese!"

Therese Borchardt war die Tochter eines ehrsamen Tischlermeisters, der öfter im Steinitz'schen Hause gearbeitet hatte. Damals hatte der Knabe Joachim hier und da das rosige braunäugige Kind gesehen, ihr zugewinkt oder einen Gruß zugerufen. Als er später als Fähnrich einmal einen achtwöchentlichen Urlaub im Elternhause verlebt hatte, war Therese, die mittlerweile auch erwachsen, dort viel als Nätherin beschäftigt.

Damals hatte das schmucke Mädchen dem warmblütigen Manne gefallen, er hatte es einzurichten gewußt, daß er ihr beim Kommen und Gehen auf dem Hausflur begegnete, sie war gegen seine Worte und Blicke nicht unempfindlich, hatte sich dann auch gelegentlich gegen eine Umarmung und einen Kuß nicht gesträubt und in den letzten zwei Wochen war es sogar zu einem regelmäßigen Zusammentreffen in der späten Abendstunde auf dem Georgendamm, einem die Stadt halb umfassenden Promenadenwege, gekommen. Dort war sie an seinem Arme durch die Anlagen gegangen, sie hatten auf den im Buschwerk verborgenen Bänken gesessen und zusammen gescherzt und gelacht, dazwischen auch ein wenig sentimental von Liebe gesprochen. Die Sache war nach Joachim's Ansicht eine ganz harmlose kleine Liebelei gewesen, bis der letzte Abend gekommen war und Abschied genommen werden mußte. Da hatte Therese die Arme fest um seinen Hals geschlungen, den Kopf an seine Brust gelegt und so herzbrechend geweint, daß auch ihm dabei ganz wehmüthig um's Herz geworden war. Er hatte sie wieder und wieder geküßt und von Wiedersehen und Niemalsvergessen gesprochen.

Danach hatte Joachim lange Zeit nicht ohne ein Gefühl des Vorwurfs an Therese zu denken vermocht. Ihr Schmerz bei dem Abschied hatte ihm klar gemacht, daß ihr Empfinden weit tiefer als das seine gegangen, und er vielleicht in thörichtem Leichtsinn dem jungen Herzen eine nur schwer heilende Wunde beigebracht habe. Noch damals, als die Kameraden ihn scherzend nach der Liebe gefragt hatten, die ihn gegen Gräfin Melitta's Schönheit unempfindlich mache, hatte ihn der Gedanke an Theresa erröthen gemacht. Jetzt waren, unter dem Ansturm neuer und heißerer Gefühle, Monate vergangen, in denen er nicht an sie gedacht, und nun plötzlich sah er sie wieder ebenso zierlich und sauber in Bewegung und Anzug als damals. Die Erinnerung an die Vergangenheit tauchte lebhaft in ihm auf; damals war ihm die Liebe nur Spiel und Scherz, eine Unterhaltung in müßigen Stunden gewesen—jetzt war sie ihm zu einem bitteren, schmerzlichen Lebensinhalt geworden.

Während er nachdachte und sann, wurde die Thür heftig geöffnet und Gretchen zog die halb widerstrebende Therese über die Schwelle.

„Ja, ja, Therese, Sie müssen Joachim sehen, wie stattlich er geworden ist," erklärte sie lustig, „ich bin so furchtbar stolz auf unseren schönen Bruder, und Sie haben ihn ja auch gekannt, als er noch ein Junge, und dann ein schüchterner Fähnrich war. Sieht er nicht prachtvoll aus?"

„Aber Gretchen," unterbrach sie Joachim, „wie wird man denn seinen Bruder so auspreisen, Du willst mich wohl in Verlegenheit setzen?"

Dabei kniff er sie in's Ohrläppchen und Gretchen schlug ihm lachend auf die Hand.

„Ungezogener Bruder!"

„Ich sah Sie über die Straße kommen und erkannte Sie sofort, Fräulein Therese," wandte er sich an diese, „wie geht es Ihnen?"

„Mir — o — ich muß ja zufrieden sein," stammelte sie, während sie tief erröthet, in hilflosester Verlegenheit ihm gegenüberstand.

Das war auf Joachim rückwirkend, auch er wurde nun befangen und es klang etwas unsicher, als er entgegnete: „Sie müssen nur, das scheint fast, als ob Sie es nicht sind."

„Der Vater ist strenge, es lebt sich nicht leicht mit ihm," lautete Theresens Antwort, während sie nun zum ersten Male die Augen zu ihm erhob, diese braunen Augen, die entschieden schön waren und in deren Tiefe es feucht aufzuschimmern schien.

Charlotte war den beiden Mädchen auf dem Fuße gefolgt und hatte die kleine Scene mit sichtlicher Mißbilligung beobachtet. Jetzt unterbrach sie dieselbe mit den Worten: „Die Arbeit liegt bereit, liebe Therese, dort in dem anderen Zimmer, die Mutter ist da."

„Dann will ich nur gleich gehen," sagte Therese, „adieu, Herr Lieutenant, adieu, Fräulein."

„Wie unschicklich, Gretchen," tadelte Charlotte, als sie das Zimmer verlassen hatte, „Therese hier hineinzuführen."

„Weshalb denn?" erwiderte Gretchen, „wir haben sie doch Alle gern und haben sie immer mehr zu uns gerechnet, als wie eine bloße Näherin, selbst Vater und Mutter halten viel von ihr, da war es nur doch natürlich, daß ich ihr Joachim zeigte."

„Du sahst, wie es sie in Verlegenheit setzte, eben weil sie ein wenig mehr als Andere ihres Standes, und doch keine Dame ist."

„O, Tante Lotte, wie Du weise bist," rief Gretchen, die Schwester umschlingend und sie im Kreise drehend.

„Das Mädchen äußerte sich ja ziemlich unzufrieden, wißt Ihr mehr von ihr, geht es ihr nicht gut?" fragte Joachim.

„O, der alte Borchardt ist ein Griesgram, der sie furchtbar strenge hält," meinte Gretchen.

„Aber ein sehr braver, tüchtiger Mann, fleißig und ehrlich, es ist ganz gut, daß er darauf hält, daß Therese nicht zu hoch hinaus will," setzte Charlotte hinzu.

Joachim seufzte und biß sich auf die Lippe. Wie ihn dies Wort traf. Das war ja das harte Weltgesetz! Niemand soll über die Schranke hinaus, die ihm ein thörichtes Vorurtheil, irgend ein willkürliches Gebot gezogen hat!

10.

Joachim konnte die Begegnung mit Therese nicht vergessen. Immer wieder tauchte das Bild des Mädchens vor ihm auf, immer wieder sah er ihr liebliches Gesicht mit dem schüchternen Erröthen vor sich, hörte ihre traurigen Worte. Er fragte sich, ob diese quälende Befangenheit eine vorwurfsvolle oder eine süße Erinnerung an das Damals gewesen sei, ob sie fürchtete oder hoffte, daß er jener Zeit gedenken und an den Moment der Trennung wieder anknüpfen würde. Natürlich fürchtete sie es, denn jetzt — sie waren Beide um vier Jahre älter geworden, sie konnte ja nicht denken, daß der Lieutenant von Steinitz ein Mädchen, das er als Jüngling einmal geküßt hatte, heirathen werde — und seine Geliebte wollte sie, das brave Mädchen, die Tochter eines redlichen Vaters, nicht werden! Warum er nur immer wieder an diese braunäugige kleine Theresa denken mußte. Es war wirklich eine Unbesonnenheit von Gretchen gewesen, eine viel größere, als Charlotte ahnte, sie in's Zimmer zu führen; es wäre weit besser gewesen, sie hätten sich nie wiedergesehen, Therese hätte gar nichts von seiner Anwesenheit erfahren. Es giebt Erinnerungen, die man lieber nicht erweckt.

Weshalb nur Charlotte gesagt hatte: „Es ist gut, daß Theresens Vater dafür sorgt, daß sie nicht zu hoch hinaus will!" Wovon träumte sie? was wünschte sie? was wußten seine Schwestern davon? Er hätte sie fragen mögen und konnte es doch nicht über sich gewinnen, das Gespräch wieder auf das Mädchen zu bringen, es hätte auffällig sein müssen. Es erschien ihm, als ob sie Leidensgefährten seien, Beide in enge Verhältnisse gebaunt, über die ihr Sehnen und Wünschen hinausstrebte, Beide unter dem Druck unnatürlicher Zustände, welche es nicht dulden, daß ein Mensch dem Menschen gegenübersteht, sondern ein Abwägen von Rang, Stellung und Reichthum fordern. Jene alten pessimistischen Gedanken, jene Unzufriedenheit mit der Welt, dem Leben und den Menschen, die ihn früher überfallen und ihn dann in die Einsamkeit seines Zimmers gebannt hatten, kehrten wieder. Diesmal aber ließen sie sich nicht durch die Verse seines geliebten Schiller überwinden, denn sie waren nicht aus einer momentanen Stimmung hervorgegangen, sondern waren die Frucht eines tiefen Grolls gegen sein eigenes Loos. Es hätte eines energischen Entschlusses bedurft: entweder die Liebe zu einem Mädchen, das für ihn auf unerreichbarer Höhe stand, niederzukämpfen, oder mit dem Stolz, dem übermächtigen Ehrgefühl, die stärker waren als die Liebe, zu brechen. Zu Beidem fehlte ihm die Energie, und von der eigenen Schwachheit hin und her gezerrt, glaubte er das Schicksal zum Schuldigen machen zu müssen, und zürnte nicht sich selbst, sondern den Weltgesetzen, die er grausam und von Vorurtheilen geschaffen nannte.

Es konnte nicht fehlen, daß auch den Seinigen diese veränderte Stimmung auffiel, die hier und da zu mancherlei bald scherzhaften, bald zärtlich besorgten Fragen Veranlassung gab.

Joachim beantwortete sie dann wohl mit einem Scherz, der oft recht bitter ironisch klang, und dann schlug seine Stimmung wohl auch in eine oft ausgelassene Lustigkeit um, durch die er Alle, selbst die Mutter, die ihn prüfend und besorgt beobachtete, zu täuschen vermochte. Sie kannte ja von früher her diese wechselnden Stimmungen bei ihm, die ihm heute das Leben im rosigsten Lichte, morgen in Wolkenschatten zeigten. Sie, die bescheidene Frau mit dem hausmütterlichen Sinn, die mit zärtlichem Stolz zu ihrem Lieblingssohne emporsah, fand es ja begreiflich, daß es ihm nicht lange in den engen Verhältnissen ihres Hauses wohl sein könnte.

„Du gehörst in die große Welt, Du bist für sie und ihre Freuden geschaffen, mein Joachim," sagte sie wohl, „so glücklich es mich macht, Dich hier zu haben, so sehe ich doch ein, daß für Dich die Zeit zu lang ist, mich soll's nicht wundern, wenn Du Deinen Urlaub abkürzest, für Dich paßt das kleinliche Leben in unserem Häuse nicht.

Er küßte ihr dann gerührt und dankbar die Hand und meinte, sie sei die Einzige, die ihn ganz verstehe.

Der Vater schüttelte bedenklich den Kopf und brummte in sich hinein: „Leider steckt dem Junzen noch immer allerlei dummes Zeug im Kopf, es ist kein ruhiger, klarer Verstand in ihm; trotz seiner guten Anlagen und seiner Liebenswürdigkeit, mit der er die Leute blendet, wird er es, fürchte ich, doch nicht weit bringen, weil er nicht gerade und unverrückt auf sein Ziel losmarschirt. Da lobe ich mir Leo's einfach schlichten Verstand, der sieht nicht rechts noch links."

Das Ende von Joachims Urlaub rückte heran. Er hatte hin- und hergeschwankt zwischen dem Wunsch, Therese wiederzusehen, und dem anderen, ihr nicht mehr zu begegnen: bald schien es ihm Pflicht, ihr ohne Zeugen noch einige freundliche Worte zu sagen, sie zu versichern, daß er, — ja was denn nur? Sollte er der Tage vor vier Jahren gedenken, sollte er es nicht? — Und dann schien es ihm wieder geboten, ihr auszuweichen. Warum ihn der Gedanke an das Mädchen nur nicht losließ? War es der Vorwurf über ein Unrecht, was er damals an ihr begangen, indem er, vielleicht sie aus den engen Grenzen ihres Lebens aufgeschreckt und die unerfüllbaren Wünsche und Hoffnungen in ihr geweckt hatte, die Charlottens Worte anzudeuten schienen? oder war es der Blick der braunen Augen, in deren Tiefe etwas zu liegen schien, nach dessen Deutung es ihn verlangte?

Es gehörte zu den Lebensgewohnheiten der Bewohner der kleinen Stadt E., täglich einen Spaziergang nach dem Georgendamm zu machen, dort schöpfte man Luft, erfreute sich an den Anlagen, begegnete seinen Bekannten, wechselte einige Worte mit ihnen und ging wohl hier und da einmal bis zu dem ein Stück hinter dieser täglichen Promenade gelegenen Restaurationsgarten, um dort eine Tasse Kaffee oder ein Glas Bier zu genießen.

Auch Joachim's Schwestern entbehrten nur ungern den regelmäßigen Spaziergang und hatten des Bruders Begleitung als etwas Selbstverständliches gewünscht und angenommen. Ihm war dieser immer gleiche Gang durch die freundlichen Anlagen, die aber keinerlei höheren Anforderungen genügten, oft recht langweilig erschienen und er hatte gemeint, nur den Wünschen seiner anspruchslosen Schwestern nachzukommen.

Heute nun gab es große Wäsche im Hause, die Mädchen waren alle beschäftigt, selbst Adele mußte, nachdem sie die Schularbeiten beendet, bei dem Zusammenlegen der großen Wäschestücke helfen; die Knaben machten einen Spaziergang mit der ganzen Schule. Joachim schienen selbst die Zimmer mit dem unvermeidlichen Wäsche- und Seifendunst erfüllt, es drängte ihn hinaus in's Freie, und halb gedankenlos folgte er der alten Gewohnheit und schlug den Weg nach dem Georgendamm ein. Er ging hier zum ersten Male allein, sonst hatte das fröhliche Geplauder der Schwestern, deren eine regelmäßig ihren Arm durch den seinen geschoben hatte, ihn zerstreut; heute, als er die erste im Fliedergebüsch halb versteckte Bank sah, fiel es ihm ein, daß er hier mit Therese an jenem Abschiedsabend gesessen. hier hatte sie an seiner Brust bittere Thränen geweint und er hatte sie mit dem Wiedersehen getröstet.

Dort schräg gegenüber der Bank bog der schmale Seitenweg ab, der in den entlegenen Theil der Stadt führte, in welchem auch die Bochardt'sche Wohnung lag, hier hatte er sie an jedem Abend nach Hause begleitet. Er wußte nicht einmal, ob sie noch dort wohnte, aber unwillkürlich, einem Impulse folgend, hatte er den schmalen Pfad eingeschlagen, da war die Straße, die ihm heute noch viel erbärmlicher als damals dünkte, und da das Haus, — wenn Therese dort noch wohnte, wenn sie zu Hause war, dann, meinte er, sei es die Stimme des Schicksals.

Noch wenige Schritte — und da sah er sie an dem Fenster, das heute wie damals mit einer saubern weißen Gardine geziert war, an dem heute wie damals einige Fuchsien und Geranien blühten. Sie hatte den Kopf über die Arbeit geneigt, doch mochte sie seinen Blick wohl empfinden, denn sie sah plötzlich hinaus und erröthete glühend, ohne seinen Gruß zu erwidern.

Mit zwei weiteren Schritten war er im Hause, ein rasches Klopfen, und ohne die Antwort abzuwarten, öffnete er die Thür. Therese stand vor ihm, das Gesicht wie mit Blut übergossen, zitternd, ein Bild banger Scheu.

„Ah — Herr Lieutenant — Sie bei uns — und — der Vater ist nicht zu Hause," kam es stockend über ihre Lippen.

„Ich komme auch nicht zu Ihrem Vater, sondern zu Ihnen, Fräulein Therese," erwiderte er, ihre schlaff herabhängende Hand ergreifend. „Ich denke, Sie werden mir das Recht alter Jugendfreundschaft nicht verwehren — mich nach Ihrem Ergehen zu erkundigen."

Sie stand schweigend, mit gesenktem Haupt.

„Als ich Sie neulich in meinem Elternhause sah, schien es mir, als wären Sie nicht glücklich, als beschwere etwas Ihr Herz; es war da nicht der Augenblick, in Sie zu dringen; die Gegenwart meiner Schwestern — wer möchte vor mehreren Zeugen fragen, wer antworten? Doch mir, Fräulein Therese, werden Sie sagen, was Sie bedrückt, Sie glauben, daß ich Ihr Freund bin. Nicht wahr?"

„Ach!" Es klang wie eine Abweisung und sie versuchte ihre Hand aus der seinen zu befreien.

Er hielt sie fest und sagte: „Als wir Beide jung und glücklich waren, da — verstanden wir uns — nun — seitdem — haben wir wohl Beide das Leben mehr kennen gelernt, mit all' seinen herben Forderungen, seinen grausamen Vorurtheilen. O, Therese, auch ich bin nicht glücklich, auch mir hat das Schicksal nicht gehalten, was es mir versprochen, auch ich schmachte in fruchtlosem Sehnen, wollen wir zwei Stiefkinder des Glückes nicht zusammenhalten?"

Sie hatte zuerst den Blick zu ihm erhoben und allmählich war es wie Staunen, dann wie Freude darin aufgeflammt. Verstand sie seine Worte recht, liebte er sie noch?

„Wollen Sie mir vertrauen, Therese?" bat er.

Da stürzten die ungehemmten Thränenbäche aus ihren Augen, sie schlug die Hände vor das Gesicht und jammerte: „Ach, ich bin sehr, sehr unglücklich!"

Dieser plötzliche und stürmische Schmerzensausbruch erschreckte Joachim.

„Beruhigen Sie sich doch, was fehlt Ihnen nur?" bat er, „sagen Sie mir Alles, vielleicht kann ich Ihnen helfen."

„Mir kann Niemand helfen," entgegnete sie.

„Doch vielleicht, nur müssen Sie sich sammeln, müssen mir ruhig Alles sagen, was Sie quält."

Er legte den Arm um sie, er streichelte ihr Haar und sprach tröstende Worte zu ihr.

Allmählich legte sich ihr Schluchzen und sie sagte: „O, Sie sind sehr gut!"

„Haben Sie an meiner Theilnahme gezweifelt, an meinem guten Willen, Ihnen zu nützen? Und nun reden Sie!"

„Der Vater" — sie stockte und brachte endlich mühsam, immer von Schluchzen unterbrochen, hervor: „Der Vater — will mich verheirathen — an den alten Bergfeld aus der Langenstraße — er hat ein Materialgeschäft. Er wirbt schon seit zwei Jahren um mich—und er selbst—und der Vater—wollten es nicht glauben, daß es ernst wäre — als ich Nein sagte—er meinte, er würde warten—und der Vater sagte, er würde mit meinem kindischen Unverstand Geduld haben — aber nun — ist er böse geworden — und hat befohlen — ich soll ihn heirathen — in vier Wochen soll die Hochzeit sein. — Er ist wohlhabend — der Vater nennt es eine gute Versorgung — er ist ein braver Mann — und er meint, ich könnte nichts an ihm auszusetzen haben."

„Und Sie wollen ihn nicht?" fragte Joachim.

„Nein, nein, lieber ins Wasser."

„Ihr Vater wird Sie doch nicht zwingen?"

Sie nickte. „Doch, doch, er sagt, es ist Thorheit, und er wird darauf nicht hören."

„Doch der Mann selbst, wenn Sie mit ihm redeten."

„Er weiß ja, daß ich ihn nicht will, doch er lacht und meint, die Liebe würde sich schon finden, wenn ich nur erst in seinem schönen Hause wäre und es gut bei ihm hätte — was kümmert's ihn, er will nur eine Hausfrau! Ach, was soll nun werden! Der Vater hat gesagt, noch eine Woche wollt' er mir Zeit lassen, und wenn ich dann nicht gutwillig Ja sagte, würde er mich zwingen. Heirathen müßte ich den Bergfeld. O, mein Gott, mein Gott!"

Sie schlug die Hände wieder vor das Gesicht und von Neuem flossen ihre Thränen.

Joachim stand ihr ziemlich rathlos gegenüber. Die Situation war für ihn peinlicher geworden, als er gedacht; er hatte ihr einige freundliche Worte sagen wollen, und stand nun einem in Schmerz und Verzweiflung aufgelösten Mädchen gegenüber.

„Liebe Therese," sagte er stockend, „haben Sie es denn auch überlegt, wenn dieser Bergfeld ein braver Mann ist und Ihnen eine gesicherte Zukunft bietet, so würden Sie an seiner Seite doch wohl ein ruhiges, zufriedenes, wenn auch kein glückliches Leben führen. Aber — wie viele Menschen giebt es denn, die wirklich von ganzem Herzen glücklich sind?"

Therese hob den Kopf und ein Blick voll schmerzlichen Vorwurfs traf ihn. „Das können Sie, eben Sie mir rathen — ach!"

Ihre Thränen flossen um so heftiger.

Joachim fühlte alles Blut heiß zu seinem Herzen strömen. Kein Zweifel, dieses Mädchen, das hier in vollerblühtem Jugendreiz vor ihm stand, liebte ihn, ihm galten ihre Thränen, ihr Schmerz, es bedurfte nur eines Wortes von ihm, und sie lag an seiner Brust. Ihm fuhr es durch den Sinn, wie gleich ihr Schicksal sei. Beide hatten ihr Auge zu hoch erhoben, Beiden riefen die unerbittlichen Satzungen der Menschen zu: Du darfst nicht, bleibe in Deinem Kreise. Hier war ein Mädchen, dem seine Liebe Stolz, Glück, Erhebung, Alles sein würde—wie thöricht, es durfte und konnte nicht sein! Aber verlassen durfte er sie auch nicht — ihm mußte es heilige Pflicht sein, ihr zu helfen.

„Therese," begann er, „ich glaube zu wissen, weshalb Sie dem Wunsche Ihres Vaters nicht nachgeben — ich —"

„O, seien Sie still, ich schäme mich — ich hätte es ja niemals merken lassen sollen!"

„Sie dürfen sich nicht schämen, Therese, auch ich habe jene schönen Tage, die letzte Abschiedsstunde mit ihrem Schmerz und Glück nicht vergessen," sagte er, den Arm um ihre Schultern legend, „sie werden als theure Erinnerung in mir fortleben. Ach — grollen Sie mir nicht, Therese — wenn ich Ihnen sagen könnte, wie ich diese Welt hasse, die so heilige, reine Gefühle nicht gelten läßt, die Schranken aufthürmt und Vorurtheile aufhäuft."

„Ich weiß ja Alles," sagte sie, „und — ich zürne Ihnen nicht — Sie so vornehm und ich armes Mädchen — das geht ja nicht — aber heirathen, nein, das kann ich nicht!"

„Gutes, liebes Mädchen!" rief er, tief ergriffen, in einer Exaltation, über deren Gründe er sich selbst schwer hätte Aufschluß geben können. Er drückte einen Kuß auf ihren Scheitel. „Ich will mit Ihrem Vater sprechen —"

„Nein, nein, um Gottes willen nicht," unterbrach sie ihn, sich tief erschrocken aus seinen Armen befreiend, „wenn der Vater eine Ahnung hätte, dann würde er nur um so heftiger auf seinen Willen bestehen."

„Beruhigen Sie sich doch, Therese, ich selbst kann ja nicht wünschen, daß Ihr Vater ahnt, daß—wir uns gut sind; ich komme nur wie zufällig, bringe das Gespräch auf Sie und rede ihm als Freund zu — ich will es schon klug machen — er darf natürlich nicht erfahren, daß ich heute hier war, und Sie dürfen nicht zu Hause sein. Wann kann ich kommen?"

„Ich ängstige mich, der Vater wird's nicht glauben, daß Sie nur so —"

(Fortsetzung folgt.)

— Ein Vortheil. Michel: „Die Erd'nen Pfeifenköpf' haben doch einen Vortheil vor den hölzernen!"—Hans: „Da wär' ich aber neugierig!"—Michel: „Man braucht sich nicht mehr zu bücken, wenn sie hinunterfallen!"

## Gegnerische Winde.

In seinem diesjährigen Jahresbericht an den Secretär des Innern kommt Gouv. Semple vom Territorium Washington auch auf zwei Winde zu sprechen, welche für die Bewohner des Territoriums von großer Wichtigkeit sind, den „Walla Walla" und den „Chinook."

Der erstere, der Wind aus dem Osten, hat von den Indianern seinen Namen deshalb erhalten, weil er aus der Gegend von Walla Walla kommt. Im Winter bringt er Frost und schlägt manchmal sogar die Flüsse in eisige Bande. Im Sommer bringt er Trockenheit und Dürre, und man kann sein Herannahen schon von Ferne an den Staubwolken erkennen, welche er in die Höhe wirbelt. Der Walla Walla-Wind ist bei Niemand beliebt und Niemand wünscht seine Gegenwart, indessen ist seine Herrschaft stets nur von kurzer Dauer. Er hält manchmal nur einige wenige Stunden an, doch kommt es auch vor, daß er drei bis vier Tage lang dauert.

Sein Gegner ist der Chinook, der seinen Namen von dem Lande der Chinooks erhalten hat, aus welchem er nach Ansicht der Indianer kommt. Thatsächlich weht er vom Kuro Siwo, der großen japanischen Meeresströmung im Stillen Meer aus dem Westen her. Im Sommer ist er kühl und mäßigt die Sonnenhitze, sodaß im ganzen Territorium Washington Sonnenstiche niemals vorkommen. Im Winter dagegen ist er warm und feucht und manchmal scheint es, als ob er mit Düften aus fernen tropischen Ländern geschwängert sei. Gewöhnlich tritt er so sanft auf, daß man seine Gegenwart kaum bemerkt, und doch sind seine Wirkungen geradezu wunderbar. Schnee und Eis vergehen vor ihm in kurzer Zeit, und er scheint die Fähigkeit zu besitzen, zwischen zwei kalten Luftströmungen auf eine weite Entfernung hin zu wehen, ohne von seiner Wärme etwas einzubüßen. Manchmal bildet er eine obere Luftströmung, und man kann dann das sonderbare Schauspiel sehen, daß der Schnee oben auf den Bergesgipfeln schmilzt, während das Thermometer im Thal unter dem Gefrierpunkt steht. Zu anderen Zeiten bildet er die untere Luftschicht und zieht durch Thäler und Schluchten, wie eine Wasserfluth durch dieselben strömen würde.

Dieser Wind dringt manchesmal bis zum Quellengebiet des Missouri vor, er mildert sogar die Luft auf den Ebenen Dakotas jenseits des Felsengebirges. Wohin er kommt, werden die Ketten des Winters gelöst und die Flüsse von ihrem Eise befreit. Der Chinook ist der natürliche Feind des auch von den Menschen gehaßten Walla Walla, und wenn er auch in der Regel sanft und milde weht, wie ein Zephyr, so kommt doch manchmal auch eine Zeit, wo er im Kampfe mit seinem Gegner eine ganz furchtbare Macht entfaltet. Er tobt dann und heult und ringt mit dem Walla Walla, wie ein echter Riese. Der Kampf tobt hin und her, entweder in der unteren, oder in der oberen Luftschicht, und oft krachen die Bäume und flatternde Blätter kreisen in der Luft. Glücklicherweise ist die „Schlacht" nie von langer Dauer und endet stets mit einem Siege des Chinook. Die Menschen, welche östlich vom Cascade-Gebirge wohnen, freuen sich jedesmal, wenn sie in der Ferne das Geräusch des Kampfes zwischen dem Walla Walla und dem Chinook hören. Sie wissen dann stets, daß mildes Wetter im Anzuge ist.

## Naturgas für Locomotiven.

Eine Neuerung im Eisenbahn-Wesen in den Ver. Staaten ist kürzlich eingeführt worden. Die Fort Wayne, Cincinnati und Louisville-Eisenbahn, deren Geleise sich eigentlich nur von Fort Wayne nach Rushville sowie nach Connersville in Indiana erstrecken, an welchem letzteren Orte sie sich anderen, nach Louisville und Cincinnati führenden Eisenbahnen anschließen, hat den Versuch gemacht, ihre Locomotiven mit Naturgas zu beheizen, und dieses Experiment ist ihr allen Berichten zufolge ganz glänzend gelungen.

Die „F. W., C. & L." Eisenbahn hat allerdings eine gute Gelegenheit gehabt, sich die Dienste des Naturgases nutzbar zu machen. Fast überall ihre Geleise entlang erstrecken sich Ländereien, in denen Naturgas mit großer Leichtigkeit erbohrt werden kann. Einzelne der in der dortigen Gegend neu angebohrten Gasquellen sind so mächtig, daß sie in 24 Stunden 3 bis 12 Millionen Cubikfuß Gas liefern, welches einen Druck von 350 bis 650 Pfund auf den Quadratzoll ausübt. Das Geräusch des aus den Gasquellen entweichenden Gases ist manchesmal so laut und brüllend, daß es das Getöse von mehr als 20 Eisenbahn-Locomotiven und das schrille Pfeifen derselben übertönen könnte. Ueberall in der Nähe der Eisenbahn werden neue Gasbrunnen gebohrt, und überall liefern sie ein sehr gutes Resultat.

Die Experimente, ob man Naturgas zur Beheizung von Locomotiven verwenden könne, wurden anfänglich von der Eisenbahn-Gesellschaft geheim gehalten. Erst als sie sich in Washington die nothwendigen Patente für ihre Erfindung gesichert und in ihren Werkstätten Behälter zum Transport des Naturgases hergestellt hatte, welche die ersten Proben ganz ausgezeichnet bestanden, verstand sie sich dazu, mit ihrer Erfindung vor das Publicum zu treten. Anfänglich wurde in Montpelier in Indiana, wo sich zwei überaus mächtige Gasquellen befinden, ein 18 Fuß langer und 2 Fuß im Durchmesser haltender, aus Schmiedeeisen angefertigter Behälter an eine der Gasquellen, welche einen Druck von 450 Pfund auf den Quadratzoll ausübt, gebracht und dort mit Naturgas gefüllt. Der eiserne Cylinder war mit den nöthigen Vorrichtungen versehen, um anzuzeigen, wenn er mit Gas vollständig gefüllt sein würde, um sein Zerplatzen zu verhindern. In einer Minute war der Cylinder vollständig mit Gas gefüllt und mußte verschlossen werden. Dann brachte man ihn in einem Frachtwaggon nach Fort Wayne, legte ihn in einen „Tender", welcher sonst zur Aufnahme von Wasser und Kohlen dient, und brachte ihn durch Röhren mit dem Feuerungsplatz in der Locomotive in Verbindung. Natürlich war für die Regulirung des Naturgases Vorsorge getroffen, damit es sich nicht zu schnell in die Locomotive entleere. Das Experiment gelang ganz ausgezeichnet. Das Gas strömte in einem regelmäßigen, nicht zu heftigen Strom unter den Dampfkessel und lieferte so viel Hitze, daß der Zug auf der ganzen Bahnstrecke bis nach Rushville damit gefeuert werden konnte.

Neuerdings hat die Bahngesellschaft größere Behälter zur Aufnahme von Naturgas herstellen lassen, und außerdem will sie auch das Naturgas in großen „Tanks" auffangen, deren Benutzung sie Fabriken u. s. w. überlassen will. Das „transportirbare Naturgas" wird sich durch eine lächerliche Billigkeit auszeichnen.

Nach dem Jahresbericht des Superintendenten für das öffentliche Unterrichtswesen des Staates New York wurden während des verflossenen Jahres von dieser Behörde $14,461,774,04 für Unterrichtszwecke ausgegeben.

## Verschiedenes.

— Ein furchtbarer Skandal hat die öffentliche Meinung in Italien alarmirt, ein Skandal, der einen Präfekten und Senator des Königreiches in einer Weise bloßstellt, gegen den die Affaire Wilson noch harmlos und reinlich ist. Es handelt sich — der dritte Präfektenskandal, nachdem die Präfekten von Genua und von Palermo jüngst dem Ostracismus der Oeffentlichkeit verfielen — es handelt sich um den Präfekten von Novara, Senator und Kommandanten (Komthur) Pissarini. Der alte, nahezu siebzigjährige Mann, der unter Deoretis Karriere gemacht und die Senatorenwürde erlangt hat, war die ganze Zeit seiner Amtsführung hindurch ein Musterpräfekt nach Depretis Herzen aus der Schule des zweiten Kaiserreichs; er hat auch — und die Beweise liegen in erdrückender Masse vor — eine Unzahl von Sittlichkeitsverbrechen begangen, deren Opfer, nur zum Theil die jungen Lehrerinnen der Provinz waren. Das Wesen des größeren Theiles seiner Attentate vermögen wir hier nicht einmal anzudeuten. Die Bevölkerung von Novara, die die Zustände auf der Präfektur, gegen die sich natürlich kein Staatsanwalt zu erheben wagte, denn der Präfekt ist oder war es wenigstens noch unter Depretis, allmächtig — die Bevölkerung, die diese Schandthaten des obersten Beamten der Provinz und Senators lange und geduldig mit angesehen, erhob sich endlich und ernannte, in der Hoffnung auf den Beistand des Ministers des Innern, Crispi, ein Aktionscomite. Die Führer des letzteren, der Abgeordnete Parona, der Advokat Tadino und der Chefredakteur des „Avveniere", Carotti, begaben sich in corpore zum Präfekten, dem sie, unter Darlegung der Beweise, seine Verbrechen in's Gesicht sagten und den sie gleichzeitig aufforderten, augenblicklich Stadt und Provinz zu verlassen. Angesichts der drohenden Haltung der Bevölkerung, die ihren Präfekten lynchen wollte, verließ derselbe eiligst Novara und begab sich nach Mortara. Inzwischen hat der Minister des Innern, der augenblicklich von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt worden war, die Suspension des Präfekten Pissarini verfügt, dessen Verbrechen, da der Angeklagte Mitglied des Senats ist, von der letzteren Körperschaft abgeurtheilt werden müssen. Zur Charakteristik dieses Musterbeamten sei hinzugefügt, daß derselbe nicht bloß bei Parlamentswahlen Bestechung, Einschüchterung und Fälschung in großartigem Umfang betrieb, sondern auch die liberale Presse der Provinz in stupider, eines freien Landes unwürdiger Weise terrorisirte. Sache des neuen Ministerpräsidenten wird es nun sein, das Uebel mit all der Energie auszurotten, die bei Francesco Crispi sprichwörtlich ist.

— Aus Lübeck wird der „N. Fr. Pr." folgende romanartige Geschichte als verbürgt mitgetheilt: Vor etwa vierzehn Tagen stieg in einem hiesigen Gasthofe ein junges Paar ab, welches mit dem letzten Zuge von Hamburg angekommen war. Im Hotel wurde das Paar für verheirathet gehalten, da die Dame einen Trauring trug. Der Herr, ein sehr schöner Mann, von militärischem Aeußern, trug Handschuhe auch während des Essens. Im Uebrigen machte er zahlreiche Einkäufe in hiesigen Geschäften. Am nächsten Abend kam der Herr anscheinend sehr eilig nach Hause, und am anderen Morgen hat sich das Paar mit dem Dampfer nach Kopenhagen begeben. Am selben Tage erschien ein älterer Herr auf dem Telegraphen-Bureau und gab eine längere Depesche nach Kopenhagen auf. Nunmehr findet sich in einem Kopenhagener Blatte folgende Fortsetzung dieses ersten Kapitels: „Viel besprochen wird hier die Verlobung einer Kopenhagener Schönheit, des Fräuleins N., mit einem Deutschen, der vorher die Tochter eines Hamburger Großkaufmanns entführt haben soll und sich hier trauen lassen wollte. Der Vater scheint indeß dem Entführer auf die Spur gekommen zu sein. Telegraphisch bestellte er von Lübeck aus einen hiesigen Geschäftsfreund an die Landungsbrücke. Hier wußte der Geschäftsfreund, sich für den Pastor ausgebend, den Fremden unter einem Vorwande in ein Café zu locken. Inzwischen wurde die Tochter des Hamburger Kaufmanns von der Frau des Freundes in dessen Wohnung geführt und einen Tag festgehalten. Der Vater der Flüchtigen traf noch rechtzeitig ein, um seiner Tochter die mitgenommenen 10,000 M., sowie die Brillanten in ebenso hohem Werthe wieder abzunehmen. Der Bräutigam scheint sich in sein Schicksal gefunden zu haben. Er soll im Theater die Bekanntschaft des Fräulein N. gemacht haben. Der Fremde ist ein schöner Mann, aber arm; Fräulein N. ist reich, aber sie war schon einmal verlobt. Den Fremden sehen und lieben lernen, war Eins. Derselbe will demnächst die Hochzeitsreise nach Deutschland antreten. Die erste Braut aber scheint sich in den Armen des Vaters, der ihr schon verziehen hat, über den „Verlust" ihres Verlobten getröstet zu haben, der sich so rasch eine andere Braut suchte."

— Ueber zwei neue Theaterbrände wird dem „B. T." aus London gemeldet: Das Theater zu Bolton brannte nach einer „Pantomime-Vorstellung" vollständig nieder, und im Theater zu Belfast brach Feuer vor der Vorstellung aus, wurde jedoch ohne großen Schaden bald wieder gelöscht. — In Bezug auf den Brand des Alhambra-Theaters in Antwerpen erfährt man noch, daß während der Feuersbrunst, von welcher die Kunde sich blitzschnell in der Stadt verbreitete, die Besucher des „Théatre flamand" dieses verließen. In einem dritten Theater, der „Scala", entstand in Folge des falschen Gerüchtes, man habe dort Funken auf die Bühne fallen sehen, ein so großer Schrecken, daß die Besucher mit Gewalt nach den Ausgängen drängten und die Fenster zerschlugen, um sich zu retten. Nur der Geistesgegenwart des Orchesterdirigenten, der sofort die Melodie „En revenant de la revue" spielen ließ, und dadurch die meisten Besucher wieder zur Besinnung brachte, ist es zu danken, daß hier ein großes Unglück verhütet wurde. — Nach der „Voss. Ztg." scheint bei dem Feuer in Bolton Brandstiftung vorzuliegen, da man in dem Theaterbureau Einbrecherwerkzeuge fand und der Hahn der Wasserleitung abgedreht war. — Dasselbe Blatt meldet, daß im „Theater Royal" in Edinburg während der Vorstellung durch falschen Feuerlärm eine ernste „Panik erzeugt" wurde. Im Gedränge an den Ausgängen wurden viele Personen verletzt.

— Die Neigung, den „Doktorgrad, der an verschiedenen deutschen Universitäten mit verschiedenen Kosten verbunden ist, zu erlangen, ist bei den Aerzten im Abnehmen. Im Prüfungsjahr 1886—87 bestanden in Preußen 505 Mediciner die Prüfung; nur 150 sind darunter academische Doktoren; Bayern weist 465 neue Aerzte auf mit nur 22 Doktoren; Sachsen 97 neue Aerzte ohne Doktor; Württemberg 24 Aerzte mit 1 Doktor; Baden 97 Aerzte ohne Doktor; Hessen 11 Aerzte mit 2 Doktoren; Mecklenburg-Schwerin 19 Aerzte; die sächsischen Herzogthümer 37 Aerzte; Elsaß-Lothringen deren 33 ohne Doktorgrad.

## Aus dem poetischen Tagebuche des Fuchsmajors Faßleerer.

### Die Rarität.

Von allen Dingen, alt und neu,
Die meine Bude schmücken,
Kann mich ein einz'ges kleines nur,
So oft ich's seh', entzücken!

Es ist so winzig und so klein —
— Glaubt nicht, ich mache Witze —
Es ist, Commilitonen seht
Eine — Cigarrenspitze!

Und fragt Ihr mich, warum ich stets
Mit dieser Spitze prahlte —
Es ist der einz'ge Gegenstand,
Den je ich — baar bezahlte!

— Von dem bekannten Meteorologen Professor Klinkerfues erzählt ein Mitarbeiter des „D. M.-Bl." folgende hübsche Anekdoten: Als ich im Jahre 1873 die Universität Göttingen besuchte und eines Abends gegen 7 Uhr in einer dortigen viel besuchten Restauration saß, öffnete sich plötzlich die Thür, ein wohlbeleibter Herr mit freundlichem runden Gesicht, einer Stahlbrille, hinter welcher zwei kleine Augen freundlich in die Welt schauten, trat ein — Professor Klinkerfues. Er nahm an einem Tisch in meiner Nähe Platz. „Johann!" Der Kellner kam. „Ein Beefsteak mit viel Kartoffeln, ein Glas Portwein." — „Sehr wohl." Wie singt W. Busch in der frommen Helene? „Kaum ertönt des Fremden Wort, so saust der Frack, schon ist er fort." Das Verlangte war bald zur Stelle. Klinkerfues verzehrte das Beefsteak mit sichtlichem Behagen. „Johann!" — „Herr Professor befehlen?" — „Noch solch ein Beefsteak, ich bin heute Abend bei meinem Kollegen X. zum Thee eingeladen." — Auf der Göttinger Sternwarte erschienen an einem schönen Abend mehrere Damen und baten den Professor Klinkerfues, ihnen einen Blick durch die Teleskope zu gestatten. Der Professor, liebenswürdig wie immer, war gern dazu bereit, richtete das Rohr auf den Mars und bat eine der jungen Damen, hineinzusehen. „Himmlisch, reizend, entzückend", hauchte Amanda Z. „Nicht wahr. mein gnädiges Fräulein", antwortete Klinkerfues, „sehr schön?"—„Ja wohl, himmlisch." — „So, dann will ich nun einmal den Deckel oben vom Rohre abnehmen," lächelte der Professor.

— Malerrache. Nikolaus Fragonard, gestorben 1806 in seinem 74. Jahre, war ein geschickter Historienmaler. Von ihm erzählt man folgenden Zug: Im Jahre 1773 sollte er einen Saal für die Guimard malen. Er stellte diese Künstlerin als Terpsichore auf eine äußerst reizende Art dar. Ein Zwist, der unter Beiden entstand, machte, daß Fragonard die Malerei nicht vollenden konnte. Aus Neugierde, zu sehen, was sein Nachfolger geleistet hätte, schlich er sich einst in das Haus der Guimard, und mit zwei Pinselstrichen gab er den lächelnden Lippen der Terpsichore einen Ausdruck von Zorn und Wuth, ohne die übrige Aehnlichkeit des Gemäldes zu stören. Die Gnimard, die bald nachher einigen Bekannten das Gemälde zeigen wollte, gerieth über die wahrgenommene Veränderung in die äußerste Wuth und wurde dadurch dem Gemälde vollkommen ähnlich.

— Es muß helfen. Herr Hirschgruber, der das Unglück hatte, eine recht böse Frau zu besitzen, ist ein abgesagter Feind aller Purganzen. Als er nun wieder einmal vom Arzte ein derartiges Pulver verschrieben bekommt, weigert er sich, dasselbe einzunehmen. Seine Frau redet ihm zu, es zu nehmen und bekräftigt den Glauben an dessen Wirkung, indem sie ausruft: „Nimm's nur, es muß Dir helfen; wenn es Dir nicht hilft, lasse ich mich aufhängen!" Auch der Doktor redete dem Kranken zu und sagte gelassen: „Ja, Herr, versuchen Sie es nur; es hilft gewiß auf die eine oder andere Art."

— Radikalmittel. A.: Ja weeßte, meine Olle hat ganz dieselbe Krankheit gehabt, wie Deine jetzt, da hilft weiter nischt als eene ordentliche Tracht Keile. B.: Na, hat denn das bei Deiner Ollen geholfen? A.: Na ob. B.: Is se denn davon wirklich gesund geworn? A.: Ne, gesund is se nich geworn, aber se hat wenigstens eenen leichten Dot gehabt. —

— Er weiß sich zu helfen. — Bauer (am Potsdamer Bahnhof): Gebens mich doch ein Billet nach Potsdam. —Cassirer: Hier; kost eine Mark zehn. —Bauer: Na, die zehn Pfennige können Se ooch ablassen. — Cassirer: Ach Unsinn! Hier wird nicht gehandelt.—Bauer: Na, wenn Se ooch noch grob werden, da behalten Se doch Ihr Billet. Da fahre ich lieber mit der Anhalter Bahn.

— Aus der höheren Töchterschule. Lehrer: Ich fragte nach dem Durchmesser des Aequators und Sie gaben ihn mit 5400 geogr. Meilen an. Das ist falsch, er ist nur 1719 Meilen. Was aber geben Sie mit 5400 Meilen an? (Schülerin schweigt.) Lehrer: Ich will Ihnen zu Hilfe kommen. Wie würden Sie das nennen, wenn ich Sie um Ihre Taille mäße? Schülerin (freudig): Taillenweite.

— Treffende Antwort. Ein sehr häßlicher Herrr, der etwas ausgewachsen ist, tanzt mit einer sehr hübschen Dame. Darnach von einem andern Herrn gefragt, wer das hübsche Mädchen gewesen sei, mit der er getanzt habe, sagte er ganz stolz: Das war meine Schwester, finden Sie nicht, das wir uns ähnlich sehen? — O ja, wie Kamelie und Kamel, war die kurze und treffende Antwort.

— Ein Geldmensch. A.: Wie gefällt Dir denn der neue Spitalarzt? Ein tüchtiger Mann, nicht wahr? — B.: Ja, er mag tüchtig in seinem Fache sein, aber er ist ein ungeheurer Geldschneider, der absolut nichts umsonst thut, sondern sich für Alles bezahlt macht. Wenn er z. B. selber unwohl ist und sich den Puls fühlt, zieht er darnach ein Mark aus der einen Tasche und steckt sie mit schmunzelnder Verbeugung in die andere.

— Der letzte Wille. Ein Mann, der eine sehr rechthaberische Frau hatte, lag auf dem Todbette und sagte: Ich fühle es, mit mir geht es zu Ende.— Nein, lieber Mann, Du wirst nicht sterben, sagte sie tröstend.—Du hast immer recht haben müssen, aber diesmal will ich meinen Willen durchsetzen, rief er ärgerlich, legte sich auf die Seite und gab seinen Geist auf.

— Berechtigter Stolz. Lehrer: Nenn mir einmal die verschiedenen Rheinarme, Cohn. — Veitel Cohn schweigt.—Lehrer: Nun, warum hast Du nichts gelernt? — Veitel Cohn: Mein Vater, der Herr Commerzienrath, hat gesagt, ich soll mir nich kümmern um Schnorrers, ich brauche bloß zu kennen die reichen Lait.

— Unerwartete Wirkung. Schauspielerin: Nun, Herr Direktor, wie hat Ihnen man Spiel gestern gefallen? Hat es Sie so recht gepackt und gerührt? Direktor: Ja, freilich hat's mich gepackt, das Entsetzen, und gerührt hat mich beinahe der Schlag, weil Sie so miserabel gespielt haben!

— Günstiges Geschick. Krollmeier: Wat, erst fünfundvierzig, un schonst zum dritten Mal Wittwer! — Sag' mal ufrichtig, haste nich en bisken nachjeholfen? Bollmeier: Ne, Krollmeier auf Ehre nich; aber det Jeschick war mich im Alljemeinen jünstig.